



Leseprobe aus Janotta, Fanny und der fast perfekte Fee,
ISBN 978-3-407-81294-0 © 2022 Gulliver
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81294-0](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81294-0)

1

Der Wunsch

Ich war neidisch auf Cidem und ihre Mega-Ferien! Sie durfte sechs Wochen lang Sommer, Meer und Ferien bei ihrer Oma in der Türkei genießen. Und ich? Ich konnte allein hierbleiben und zusehen, wie der Regen im Hof große Pfützen bildete.

KANN MAL BITTE JEMAND MEIN LEBEN ZURECHTRÜCKEN?! Nein, ich schrie nicht. So was machte ich nie. Ich war nur sauer. Denn meine Eltern blieben stur. Dabei versuchte ich beim Sonntagsfrühstück wirklich alles.

»Bitte, bitte, können wir nicht auch irgendwohin fahren? Wenigstens für kurz. Es muss auch gar nicht weit weg sein. Nur an einen See oder auf einen Bauernhof ...«

Mama sah Paps an. Paps sah Mama an. Dann sahen beide mich an. In ihren Augen lag ein einziges trauriges Wort: Nein. Deshalb brauchten sie eigentlich gar nichts zu sagen. Taten sie aber dann trotzdem. Und das war genau so traurig wie ihr Blick. Paps musste als Gärtner im Sommer besonders viel arbeiten. Geld für ein neues Auto brauchte er auch.

»Nicht mal für ein Wochenende kommen wir hier weg«, erklärte er. Mama sagte: »Im Venezia ist am Wochenende immer am meisten los. Da werde ich nun mal gebraucht.« Mama arbeitete als Kellnerin in der Eisdiele. »Aber am Donnerstag habe ich frei, da könnten wir beide einen Ausflug machen. Oder ins Schwimmbad gehen«, schlug sie vor.



»Schau mal! Vielleicht ist da was für dich dabei?«

Paps schob mir ein paar Flyer über den Tisch.

In dem Stapel waren ein Zettel mit Kinofilmen, das Programm vom Sportclub und das Ferien-Angebot vom Jugendhaus. Aber ich schaute aus Prinzip nicht mal richtig hin. Meine Laune war nämlich genauso mies wie die Vorschläge – und zweimal so mies wie das Wetter. Ich sah es ihren Gesichtern an: Meine Eltern schienen ziemlich enttäuscht zu sein, dass ich keine Notiz von den Flyern nahm. Wahrscheinlich war ich ein bisschen unfair zu ihnen. Aber war das Leben etwa fair zu mir?

Eigentlich machte es mir nichts aus, dass wir kein Geld hatten, um Urlaub zu machen.



Viel schlimmer war, dass Cidem in den Ferien nicht da war. Wir hingen sonst jede Sekunde zusammen. Wir teilten jedes Gummibärchen und jeden blöden Gedanken. Cidem und ich waren beste Freundinnen. Klar, man konnte »beste« nicht steigern. Aber mit Cidem konnte man es: »Weltbeste Freundinnen«. Und das war sie wirklich. Sie war am anderen Ende der Welt.

Sobald sie wiederkam, begann die 5. Klasse. Wenn mein Leben mies war, dann deswegen. Ich würde in der neuen Schule gleich vom ersten Tag an untergehen. Denn Cidem und ich würden nicht mehr in der gleichen Klasse sein. Sie kam aufs Gymnasium, ich auf die Gesamtschule. Bei ihr waren dann Marissa, Leila, Janina, Celine, Irina und Sara. Bei mir kam nur einer aus meiner alten Klasse mit: Kim. Ein Junge. Mit dem ich noch nie mehr als einen Satz gesprochen hatte. Das war nämlich ein Gesetz in meiner alten Klasse:

Jungs reden nicht mit Mädchen. Mädchen reden nicht mit Jungs. Punkt.

Wenn man es doch mal tat und erwischt wurde, wurden sofort blöde Witze gerissen: »Du stehst ja auf den.«

Nur um das gleich klarzustellen: Ich stand nicht auf Kim und werde es auch nicht. Niemals! Trotzdem kreisten meine Gedanken immer öfter nur um ihn. Auch gerade schon wieder, während ich auf der Fensterbank saß.

Meine Gedanken hatten ja sonst nichts zu tun. Kim war meine einzige Hoffnung. Davon war ich überzeugt. Ohne einen Freund war ich in der neuen Klasse verloren. So viel Neues und Fremdes machte mich jetzt schon panisch.

Doch so richtig viel wusste ich nicht über Kim Pai: Sein Vater kam aus Vietnam, seine Mutter kam aus Bayern. Er spielte gut Fußball und hatte viele Freunde. Was ich aber überhaupt nicht wusste:

wie man mit ihm Freundschaft schloss.
Ich hauchte auf die Scheibe. Sie beschlug.
Dann schrieb ich mit meinem Zeigefinger
in die Wolke: *Kim zum Freund machen.*

Okay, Cidem, du wolltest, dass ich mir was anderes
wünsche als das Ferienende? Bitte schön.

Fanny, Montag, 7:53

Bist du schon wach? Ich weiß nicht,
was ich anziehen soll. Es regnet.

Cidem, 8:15

Spinnst du? Ich wollte
eigentlich ausschlafen.

Fanny, 8:16

Aber ich habe immer noch keinen Plan. Du
musst mir helfen: WAS SOLL ICH ANZIEHEN?

Cidem, 8:18

Egal. Lass mich wieder schlafen.

2

Der Knall

Genau das hatte ich befürchtet: Ab jetzt hatte Cidem keine Zeit mehr für mich. Sonst suchte Cidem mit mir meine Klamotten raus.

Damit wir nicht beide am gleichen Tag mit dem gleichen hellblauen T-Shirt in der Klasse saßen. Entscheidungen sind nämlich nicht so mein Ding. Aber an diesem Montag ließ ich den Zufall bestimmen: Ich nahm einfach das erste T-Shirt aus dem Schrank.

Paps war schon längst los, um irgendwo im Regen eine Hecke zu schneiden. Mama hatte ihr Käsebrod fast schon aufgegessen, als ich in die Küche kam. Sie sagte nicht viel. Ich auch nicht. Was sollten wir uns auch erzählen? Es war ja nichts passiert.

Mit einem aufmunternden Blick schob sie mir noch mal die Flyer rüber. Wieder sah ich nicht hin. Ich wollte nicht töpfern, filzen, kegeln oder Schach lernen. Genervt pfefferte ich den Stapel ins Altpapier. Ein Umschlag segelte daneben, den schmiss ich gleich noch mal wütender hinterher.

BEHALT DEN MIST. ICH WILL KEINEN TROSTPREIS FÜR DIE FERIEEN. Nein, ich schrie nicht. Das dachte ich mir nur. Aber auch das half nichts.

Mama musste los in die Eisdiele. Und ich blieb mal wieder mit unserem dreckigen Frühstücksgeschirr allein. Na prima.

Noch immer platschten dicke Tropfen auf die Fensterbänke. Was für ein doofes, einsames Geräusch! Plopp. Plopp. Plopp. Doch plötzlich wurde es durch einen lauten Schlag unterbrochen. DONK! Das war eindeutig aus dem Wohnzimmer gekommen. Erschrocken rannte ich nach nebenan, konnte aber erst mal nichts entdecken. Sofa, Fernseher, Tisch – alles war wie immer.

Aber dann sah ich es: Vor der Balkontür saß ein Typ und pochte mit einer Hand an die Tür. Mit der anderen Hand hielt er sich die Nase. Aus dieser Hand tropfte – ach du Schreck – Blut.



Sofort riss ich die Balkontür auf. »Haben Sie sich was getan?«, fragte ich. »Kann ich helfen?«

»Nicht so schlimm«, war die genuschelte Antwort. »Nur eine Kleinigkeit.« Aber das stimmte nicht. Es sah wirklich heftig aus. Der komische Typ musste inzwischen beide Hände nehmen. So stark blutete seine Nase.

»Moment!«, rief ich und holte ein paar Stücke Küchenrolle. Die hielt ich dem Typen hin, der sie sofort auf seine Nase presste.

Während er abwartete, bis das Bluten aufhörte, musterte ich ihn neugierig. Er war nur wenig größer als ich, aber breiter. Seine langen Haare reichten bis über die Schultern. Auf seinen Unterarmen hatte er fette Tattoos. Dazu trug er ein seltsames T-Shirt, das ihm ein wenig zu klein war. Es zeigte einen Totenkopf, aus dessen Ohren Flammen kamen. Darunter stand groß: *Bombastika*. Bestimmt der Name irgendeiner Metal-Band. So weit okay.

Aber was machte so ein Typ ausgerechnet bei uns auf dem Balkon? Wie war er überhaupt hier hoch gekommen, in den zweiten Stock?

»Entschuldigung ...«, fing ich also an, nachdem sich seine Nase halbwegs beruhigt hatte.

»Ja ja, ich weiß«, unterbrach mich der Typ gleich. »Du fragst dich sicher, was ich hier will.«

Ich nickte. Offenbar konnte er Gedanken lesen.

»Na ja, ich habe das mit dem Richtungswünschen nicht so ganz hinbekommen.

Eigentlich wollte ich zu eurer Haustür.«

Hä? Richtungswünschen? Wovon redete der?

»Darf ich vielleicht reinkommen?« Der Rockertyp deutete hinter sich. »Es regnet und ich werde nass.«

Ich zögerte. Noch hatte er nicht gesagt, was er hier wollte. Wieder schien der Typ meine Gedanken erraten zu haben.

Mit einer Hand hielt er die blutigen Tücher fest. Mit der anderen kramte er ein Papier aus seiner Lederjacke. Damit fuchtelte er unter meiner Nase und sagte: »Du hast mich bestellt.«

Wie bitte? Ich sollte diesen seltsamen Kerl bestellt haben? Ich plante doch kein Rockkonzert! Wir brauchten keinen Türsteher. Oder jemanden, der für uns Gitarren und Lautsprecher schleppte.

Dann fiel mein Blick auf das Papier, das er mitgebracht hatte. »Feen-Vermittlung Glitter« stand oben rechts, »Lieferschein« in der Mitte. Und darunter war etwas geschrieben, was vollkommen unmöglich war. Ernsthaft jetzt? Mit zitternder Stimme fragte ich: »Du bist eine was? Eine ... Fee?«

Der Typ nickte nur und sagte: »Ich bevorzuge lieber die Bezeichnung: ein Fee. Aber ja. Das bin ich.«

Ich war so erstaunt, dass mir die Sprache wegblieb. Eine Fee trug doch eigentlich rosa Kleidchen. Sie war klein, zart und hübsch. Sie hatte Feenstaub und einen Glitzerstab, mit dem sie zaubern konnte. Vor allem aber war sie eins: weiblich.

Der Typ musste mein Staunen gesehen haben. »Ich bin übrigens Jerome«, sagte er.

»Ich mache ein Praktikum als Fee. Denn ich bin nämlich noch in der Ausbildung. Und ja, Feen können auch männlich sein.«

Ich verstand nur die Hälfte. Obwohl ich eigentlich lieber den Kopf schütteln wollte, nickte ich. Er fuhr fort: »Die nächsten drei Wochen bin ich hier und für dich zuständig.«

Jetzt schüttelte ich wirklich den Kopf. Endlich hatte ich meine Sprache wieder. Ich fragte: »Wie – hier? Du willst hier wohnen?«

»Aber ja«, nickte Jerome. Hinter seiner Hand mit dem Küchentuch konnte ich sehen, wie er versuchte zu grinsen. Scheinbar traute er seinen Worten selber kaum.

Deshalb fragte ich: »Erfüllst du mir jetzt als Fee alle meine Wünsche? «

Jerome antwortete: »Na jaaa ...«

Ich hakte nach: »Kannst du dich zum Beispiel wieder wegwünschen?«

Das schien mir das Einfachste.